

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	22 (1946-1947)
Heft:	5
Artikel:	Wiedersehen mit Deutschland : ein Tatsachenbericht
Autor:	[s.n.]
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1068917

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wiedersehen mit Deutschland

*Ein Tatsachenbericht von ****

Illustration von H. Tomamichel

Dachau - heute

Die frischen Eindrücke aus dem heutigen Deutschland — vor allem die Elendsbilder — haben meine eigenen bittern Erinnerungen aus der Zeit vor meiner Flucht Ende 1934 zurückgedrängt. So habe ich es auch über mich gebracht, nach Dachau zu fahren, nicht um die Stätte damals schon grausamer Barbarei wiederzusehen, sondern einen alten Bekannten aufzusuchen, der am Rande des Lagers eine große Gemüseplantage hat. Das Bild des hübschen Landstädtchens, das nun so trau-

rigen Weltruf erlangt hat, war an sich unverändert, wie zur Zeit meiner Gefangenschaft, auffallend dagegen das Überwiegen der Fremdarbeiter, denen man auf Schritt und Tritt begegnet.

Es war ein heißer Tag. Der Staub lag auf der Straße. Es war die gleiche Straße, auf der uns damals der Gefangenewagen in das Lager brachte. Ich dachte auch daran, wie ich im Lager einige Male unerwartet eine Handvoll Früchte von einem Mitgefangeen zugetragen erhielt, der das Glück hatte, außerhalb des Stacheldrahtes in eben diesem

Betrieb mit andern Gefangenen zur Arbeit abkommandiert zu sein. Als Gegenleistung mußte mein Bekannter für die SS-Küche ausgewähltes Gemüse liefern. Es war ihm gelungen, seine Gärtnerie durch Hartnäckigkeit und Geschicklichkeit dem Zugriff der Nazi zu entziehen, im Gegensatz zu den meisten Landbesitzern rundum, die unter Druck und Drohung ihre umfänglichen Ländereien dem Lager Dachau verkauften, aber allerdings dem Steuerfiskus einen erschreckend hohen Prozentsatz ihres vermeintlichen Gewinns wieder abgeben mußten. Diese Felder, die von den Lagersklaven in Gemüseplantagen umgewandelt wurden, stehen heute unter der Zwangsverwaltung der amerikanischen Militärbehörden.

Wir konstatierten gegenseitig, daß uns die Zeit ihre Hieroglyphen in das Gesicht gemalt hatte. Die Frau des Hauses servierte bald von meinem mitgebrachten Kaffee, und die Plauderei kam in Gang. Natürlich war bald das Lager der Gesprächsstoff, vorab das Ende der Schandstätte.

Die politischen Gefangenen blieben meist keine Minute länger, als die Entlassungsformalitäten dies nötig machten. Die «Kriminellen» (Wahrsager, Taschendiebe, kleinere Schieber, Landstreicher, Homosexuelle), die in ziemlicher Anzahl unter die politischen Gefangenen gemischt waren, nützten häufig das Durcheinander, mit KZ-Ausweisen versehen, zu dunklen Beutezügen, was zur Folge hatte, daß der Name KZ-ler allmählich in Verruf kam.

Viele Fremdarbeiter haben sich für erlittene Schmach und Quälerei zunächst hemmungslos ausgetobt. Es gab aber auch solche, die Deutschen ihren Schutz angeidehen ließen, von denen sie während ihrer Leidenszeit Beweise der menschlichen Ge- sinnung empfangen hatten.

Der Schutz und die Sorge der Amerikaner galten natürlich unterschiedslos allen Lagerinsassen. Erst nach und nach stellte sich heraus, daß sich sehr viel fragwürdige Elemente unter ihnen befanden, die sich zu einer Landplage entwickelten. Die anfängliche Nachsicht mußte einer

größern Strenge weichen; um des einsetzenden Bandenunwesens Herr zu werden, wurden brutalere Maßnahmen nötig. Freilich, die entwurzelten Menschen konnten im Deutschland Hitlers nur das Recht des Stärkeren lernen. Sie machten nun davon Gebrauch. Sie tun es heute noch. Raubüberfälle und Morde auf dem Lande sind zwar zurückgegangen; aber erst in jüngster Zeit meldete der Sender München einen vierfachen Raubmord auf einem Bauernhof in der Nähe von Erding (bei München); als Täter wurden drei junge Ukrainer gesucht, die kurze Zeit dort gearbeitet hatten. Es gehörte auch nicht zur Seltenheit, daß Deutsche erschlagen im Kanal bei Dachau gefunden wurden. Aber dann fischte man auch ermordete Ausländer heraus. Auge um Auge!

Mein Freund, ein sehr sachlicher und ruhiger Mensch, der trotz seiner exponierten Existenz keine Konzessionen an das Regime gemacht hat, ist glücklich, die bedrohliche Nachbarschaft der SS los zu sein; er hat wirklich gefahrenvolle Jahre hinter sich. Aber die Zeit der schlaflosen Nächte ist nicht vorüber. Das Haus steht ziemlich vereinzelt. Jeden Abend sichert er durch Querlatten die Fensterläden und die Haustüre. Das Gelände unmittelbar um das Haus ist mit spanischen Reitern, Stacheldrahtverbauungen und Fallgruben versehen, und auf dem Dache liegen zwei große Blechplatten bereit, auf denen, von einer Luke aus erreichbar, mit einem Stock Alarm geschlagen werden kann. Und jeden Abend inspiziert er die Schutzanlagen, wie ein Trapper in der Prärie.

Einmal hat die Festung schon ihre Probe bestanden: wenige Tage, nachdem er einen Polen entlassen hatte, der einige Tage bei ihm in Arbeit gestanden und aufgefallen war, weil er jede Gelegenheit wahrnahm, im Hause zu spionieren. Gegen elf Uhr nachts hörte er die ersten verdächtigen Geräusche in den Hinder- nissen. Durch einen Schlitz des Ladens konnte er das Anschleichen einer schattenhaften Gestalt sehen, die, in einer Hand die schußbereite Waffe, in der andern die abgeschirmte Taschenlampe, sich einen

Weg zu bahnen suchte. Unweit des Zaunes zeigten sich die Umrisse noch einiger Figuren. Die Frau lief ins Obergeschoß, um, wie vereinbart, Lärm zu schlagen. Er selbst bezog mit einem Knüppel — Waffenbesitz ist Deutschen ja streng verboten — Posten hinter der Haustüre. Aus seinen Erfahrungen im ersten Weltkrieg wußte er um die Vorteile kaltblütiger Verteidigung. Er wartete, bis der Heranpirschende — der merkwürdigerweise allein vorging — nahe der Türe war, riß diese urplötzlich auf und richtete zugleich den grellen Lichtschein seiner starken Taschenlampe auf ihn. Im selben Augenblick ertönte vom Dache her ohrenbetäubender Lärm in die Nacht.

Der Mann mit dem gezückten Revolver machte sofort kehrt und lief, so rasch ihn seine Füße trugen. Unter normalen Umständen — bei gleicher Bewaffnung — hätte er gefaßt werden können. So hatten die Burschen Zeit, im Dunkel zu verschwinden, ehe, durch das Lärm signal aufmerksam gemacht, amerikanische Soldaten erscheinen konnten. Der Angriff war für diesmal abgeschlagen; aber die Zeit der unruhigen Nächte ist damit nicht vorüber.

Und auch der Tage: Im Bereich des Lagers befindet sich eine halbmilitärische Gruppe von Polen, die einem eigenen Kommandanten untersteht, aber schon bald wegen ihrer Übergriffe die Waffen abgeben mußte. Der Küche dieses Lagers muß der Freund das Gemüse abliefern. Das hindert aber die einzelnen Polen nicht, persönlich Requirierungen vorzunehmen. Es kam mehr als einmal vor und wird noch öfters vorkommen, daß zwei oder drei solcher Figuren am helllichten Tage erscheinen, einfach wegnehmen, was man ihnen nicht freiwillig gibt, und damit wegfahren. Gegen diese «Beschlagnahmen» vorzugehen, wäre nicht empfehlenswert, behauptet mein Freund.

Außerdem stellt er fest, daß Deutschland ähnliche Zeiten durchlebt wie im Dreißigjährigen Krieg. In diesem Falle scheint es zu stimmen.

Düstere Fahrt

Ein regnerischer, schon sehr kühler Oktobermorgen. Ich ermittle im fragmentarischen Münchener Hauptbahnhof den Eilzug nach Lindau. Da der ganze Zug bereits dichtbefrachtet ist, erhalte ich als Halbinvalider im Wagen für Schwerbeschädigte Platz. Die Mehrzahl meiner Mitfahrer hat die verdächtige Blässe der Tb-Kranken, an denen alles müde ist und nur die Augen fiebernd lebenshungrig leuchten. Kurz vor der Abfahrt kommen noch zwei menschliche Wracks auf kurzen Krücken dahengerutscht, klein wie Pygmäen, fast noch Burschen. Sie werden in den Wagen gehoben. Jeder von ihnen hat ein Bein ganz verloren und das andere zur Hälfte; dieses steckt um die Kniegegend in einer Lederkapsel, breit wie ein Elefantenfuß. Einer von diesen jungen Menschen turnt mit affenartiger Geschicklichkeit auf den leeren Platz neben mir; der andere kam in das Abteil nebenan. Ich kauerte mich erschauernd in meine Ecke und schloß die Augen, als habe ich an Schlaf nachzuholen.

Gegenüber saß ein etwa 55jähriger Mann mit wachsbleichem Gesicht, der wie ein großes Kind in eine Wolldecke gehüllt war und dem eben die mitfahrende Rotkreuzschwester stärkende Medizin verabreichte, dann versuchte, es ihm bequemer zu machen. Wohin die Augen auch wanderten, sie stießen auf den personifizierten Jammer dieser Zeit, auf das hier so fragwürdige Glück, zu den Überlebenden zu gehören.

Ich hatte mir die neueste Zeitung mitgebracht. Sie war auf der ganzen ersten Seite angefüllt mit dem Urteil von Nürnberg. Und da mein verstümmelter Nachbar Miene zu machen schien, verstohlen mitzulesen, hielt ich die Zeitung so, daß er es ohne Mühe tun konnte. Das Blatt hatte ja die genügende Breite. Und ich las langsam; das eine oder andere erfuhr ich zum zweiten Male. Manchmal schielte ich zu meinem Nachbarn hinüber, um aus seinen Mienen abzulesen, was ihn bewege; aber ich geriet in Zweifel, ob er

überhaupt an der Lektüre ernsthaft beteiligt war, so wenig Aufschluß gab sein Gesicht. Ich hatte die große bedruckte Fläche abgegrast und hätte mich natürlich gerne dem inneren Teil der Zeitung zugewendet; doch da ich nicht wußte, wo der Junge neben mir sich eben im Buchstabenwald befand, tat ich, als sei ich noch nicht fertig und hielt das Zeitungsblatt beharrlich vor mich hin. Ich blickte auch darüber hinaus und stellte fest: die rosige, gesunde Schwester war den Augen Labsal in dieser freudlosen, deprimierenden Umgebung.

Endlich gab sich mein Nachbar einen Ruck, dem ich glaubte entnehmen zu dürfen, er sei so weit; ich blätterte um. Aber der scheinbare Mitleser starnte nun mit verschlossenem Gesicht vor sich hin. Was ging in ihm vor? Ich nahm mir Mut und fragte ihn:

«Was sagen Sie zu dem Urteil von Nürnberg?»

Zunächst zuckte er die Achseln, drehte etwas den Kopf zu mir herüber, sah aber an mir vorbei. Nach einigem Zögern antwortete er:

«Darüber spreche ich nicht.»

«Aber», drang ich ihm, «Sie müssen doch über ein so bedeutsames Ereignis eine bestimmte Meinung haben. Bejahend, verneinend oder irgendeinen Standpunkt. Zum Beispiel zu den Freisprüchen.»

In Erwartung seiner Antwort hielt ich Umschau, um zu sehen, wie die übrigen Mitfahrenden auf die Durchbrechung der Stille reagierten. Aber keiner schien sonderliches Interesse an dem Thema zu haben, und auch die Schwester sah unbeteiligt drein. Monoton wiederholte der Junge:

«Darüber spreche ich nicht.»

Ich versuchte ihm beizukommen: «Ich bin kein Ausfrager der Militärregierung, ich bin, wie Sie, einer der Mitverlierer in dieser Katastrophe. Ich habe keine besonderen Absichten bei meiner Frage. Die Horcher Himmlers brauchen wir ja auch nicht mehr zu fürchten.»

Der junge Mann wandte sich von

mir ab und gab keine Antwort; seine Züge drückten betonte Gleichgültigkeit aus. Mir schien, die Pflegerin mir gegenüber musterte mich einen Augenblick, dann schaute sie wieder durchs Coupéfenster. So vertiefte ich mich enttäuscht und verlegen wieder in die Zeitung. Der Wagen rollte mit seiner ausgeleierten Federung holperig durch die herbstliche Landschaft; dicht über uns hingen schwarze, pralle Säcke von Regenwolken.

Ich plagte mich mit der Frage: warum hat sich dir dieser unglückliche Mensch verschlossen? Einer der Millionen, die an den Verbrechen der eben Verurteilten am schwersten zu tragen haben? Stand dieses erbarmungswürdige Wrack noch auf der Seite der Bejaher eines gefährlichen Lebens? War es taktlos gewesen, ihn überhaupt zu fragen? Schwieg er aus Furcht, dem bekannten deutschen Mangel an Zivilcourage?

An einer der nächsten Stationen verließen die beiden Kriegskrüppel ihren Platz und empfingen beim Aussteigen wieder die notwendige Hilfe. Die Pflegerin brachte es mit wenigen Worten fertig, ihrem Schützling nun eine ganze Bank freizumachen. Sie verschaffte ihm die ersehnte Ruhemöglichkeit, gab ihm aus einer Thermosflasche zu trinken und nahm dann neben mir Platz. Ihr Patient schlief ein, und sie sah schweigend aus dem Fenster.

In Immenstadt wurde der Wagen einem Zug Richtung Kurort Oberstdorf angehängt. Ich verließ die düstere Reisegesellschaft. Mein Gruß wurde nur von der Pflegerin knapp erwidert. Ich war den unglücklichen Menschen offenbar so unwichtig, daß sie keine Notiz von mir nahmen. Jeder schien mit seinen Gedanken weit weg. Was sie wohl bewegte? Sie waren ja so jung. In jedem glomm sicher die Hoffnung, nicht um alle Erfüllung betrogen zu sein. Mancher hatte vielleicht eine Liebste oder eine junge Frau, war vielleicht schon Vater. Jeder aber hatte das Nachher anders erwartet.

Der Ostflüchtling

Eine kleine, zarte Frau. Ich schätzte sie auf über 65, sie war aber eben 55 geworden. Als Frau eines Arztes hatte sie in Oberschlesien in geordneten bürgerlichen Verhältnissen gelebt. Sie war der sympathische schlesische Typ: weich, grüblerisch, gefühlvoll. (Wer hat diesen Typ nicht schon in den Stücken Gerhart Hauptmanns gesehen?) Nun war sie von der Wucht der Schicksalsschläge gebeugt und entmutigt. Ihr Wesen war demütig geworden, ergeben. Nichts mehr schien übrig geblieben von dem Selbstbewußtsein, das den Bürgerschichten in Deutschland eigen war, eine tragende kulturelle Rolle zu haben, die freilich nach dem ersten Weltkrieg und in der Inflation schon fraglich geworden war.

Mit ihrem Manne hatte sie sich dem Zuge der Vertriebenen angeschlossen — es war im Winter 1945 —; sie schleppten sich von Ort zu Ort, ohne Lebensmittel und richtiges Obdach. Der Mann erkältete sich schwer, nahm aber den Wettkauf mit dem Tode wieder auf, bis er schließlich doch am Straßenrand den Kampf aufgeben mußte. Sie setzte den Weg allein fort, entmutigt, verzweifelt fragend, ob die Mühe sich noch lohne. Aber da war ja noch der Sohn, von dem sie lange nichts mehr gehört hatte, den sie doch noch irgendwo in dem Wirbel der Entwurzelten zu finden hoffte.

In Schlesien gelang es ihr, für kurze Zeit einem ältern, alleinstehenden Manne den Haushalt zu führen, bis dieser Unglückliche, wahrscheinlich denunziert, weggeholt wurde.

Dann bekam sie mit andern Flüchtlingsfrauen von den einrückenden Russen ein Quartier zugewiesen. Alle Erwachsenen des Dorfes mußten am frühen Morgen zur Kontrolle antreten, sie bekamen die Arbeit zugewiesen, die sehr streng war. Ein schweres Los. Dabei waren die jüngeren Frauen und Mädchen vor den Soldaten nie sicher, auch in den Wohnungen nicht. Die Russen erschienen meist überraschend. Manchmal — und das

war dann ein Glücksfall — nur, um sich irgend etwas zu holen, nach dem gerade ihr Verlangen stand. Es konnten gewichtige Dinge sein, aber zuweilen auch Nichtigkeiten, die sie mit einer tollen Freude davontrugen. So berichtete uns die Schlesierin an einem selbsterlebten Beispiel: Ein russischer Soldat begehrte eines Abends, als sie zufällig allein im Hause war, stürmisches Einlaß, fuchtelte wild mit seiner Pistole vor der zutiefst Erschrockenen herum, sperrte sie in einen kleinen Verandaraum und ging auf die Suche. Nach einiger Zeit kehrte er triumphierend zurück, entließ sie aus ihrem Gefängnis und zeigte sich toll vor Freude über einen alten Wecker und ein Ansichtskartenalbum. Er war so glücklich, daß er die Matschka, wie er sie nannte, umarmte, herumwirbelte, abküßte und immer wieder vergnügt Matschka! Matschka! ausrief.

Die «Besuche» der Polen aber waren immer gefürchtet, und das Verhältnis zwischen Russen und Polen hatte keine freundlichen Züge. Die Polen bekamen das Überlegenheitsbewußtsein des großen slawischen Bruders zu spüren.

Dann begann die Evakuierung der deutschen Ostgebiete, der Abtransport in Güterzügen — die meisten Unglücklichen hatten nur das, was sie auf dem Leibe trugen —, wochenlange Fahrt unter unsäglichen Strapazen in die britische Zone. Die Hoffnung hält sie aufrecht, nun endlich ein wenn auch dürftiges Leben fristen zu können. Sie fanden auf dem Land und in kleinen Städten da und dort hilfsbereite Menschen, die ihnen Obdach und Herd gewährten. Unsere Schlesierin hatte das Glück, bei einem friesischen Großbauern unterzukommen. Sie mußte zwar ihr Lager im Hausflur aufschlagen; aber sie nähte für die Bauern und bekam so wenigstens ausreichend zu essen. Hier hatte sie endlich die Möglichkeit, Verbindung mit ihrem Bruder in Köln aufzunehmen, und sie erhielt Nachricht von ihm, ihr Sohn habe sich eingefunden. Nun schien das Leben wieder einen Sinn zu haben!

Das feuchte Küstenklima Frieslands und wohl auch die Sehnsucht, Sohn und

Bruder wiederzusehen, trieben sie nach dem Rheinland. Und so landete sie schließlich, von dem freundlichen Bauern noch mit einem Mundvorrat versehen, im verwüsteten Köln. Der Sohn war nicht mehr da.

Aber er war das Thema vieler Gespräche zwischen den Geschwistern. Der junge Mann war von der Mittelschule in den Krieg gekommen. Nach sechs Jahren Militärdienst fand er den Weg nicht mehr zurück. Von Studium war keine Rede mehr. Er nahm dann und wann einen Anlauf, irgend etwas zu unternehmen. Zum Schwarzhandel war er nicht geschaffen. Es gab Konflikte mit Onkel und Tante, und seines Bleibens war nicht länger. So landete er schließlich als Hilfsarbeiter in einem Sägewerk in Westfalen.

Zu dieser Sorge um die Zukunft des Sohnes kam noch die Tatsache, daß sie im zerstörten Köln keine Aufenthaltserlaubnis erwarten durfte. Sie mußte also weiter.

Sie erhielt eine Anweisung auf eine Zuflucht im Bonner Vorgebirgsland und verabschiedete sich von uns. Am nächsten Abend war sie schon wieder zurück. Verweint und müde. Schon an der Haustür des Quartierpflichtigen hatte man sie kurzerhand abgewiesen: «Bei uns ist kein Platz. Wir haben kein übriges Bett, und mitkochen können Sie auch nicht!» Damit fiel die Tür ins Schloß.

Warum sie nicht zur örtlichen Flüchtlingsstelle gegangen sei und ihr Recht erzwungen habe? fragten wir sie. Sie hätte sich nicht einfach abweisen lassen dürfen.

Sie sah uns aus verweinten Augen resigniert an und schwieg.

Am nächsten Tage fuhr die Schwägerin mit ihr, diesmal begleitet von einem Ortspolizisten. Die beiden erzwangen den Eintritt ins Haus. Doch den Ausbruch eines Tobsuchtsanfalles der Wohnungsinhaberin konnte auch der Polizist nicht verhindern. Wenn ein Heimatloser ein Heim sucht, will er nicht eine Hölle finden. Sie fuhren zurück.

Einige Tage später fuhr sie mit dem Bruder wieder in das für ihren Aufenthalt bestimmte Dorf; von der Flüchtlingshilfe

dort erhielten sie eine neue Adresse. Die Energie des Bruders kämpfte den Widerstand nieder, den es auch hier gab, und sie konnte bleiben. Mit einem Blick trostloser Verlassenheit sah sie dem Bruder nach. Diese Leute hatten eine andere Methode, ihr das Leben sauer zu machen: Sie sprachen nicht mit ihr; sie gaben ihr keinen Schlüssel und sperrten sie einfach ein, wenn sie weggingen; sie verboten ihr die Benützung des Küchengeschirrs; in der Kammer, die ihr eigentlich zugewiesen war, ließen sie das Gerümpel stehen und wiesen ihr eine Schlafstelle auf dem Estrich zu, zu der eine Leiter führte; sie hatte keine Bettdecke; sie bekam kein Licht. Nach vier Tagen kam sie wieder nach der Ruinenstadt.

Endlich fand sie eine Stätte; aber es war keine Zuflucht. Sie war wohl geduldet; aber es umgab sie keine menschliche Wärme. Sie hängt nun dem Traum an, den die meisten Flüchtlinge aus dem Osten träumen: der Rückkehr nach der früheren Heimat.

Wohnungssuche

Täglich sind die Wohnungsämter belagert, obwohl der Zuzug zu den bombardierten Städten gesperrt ist. Wohnerlaubnis erhält nur, wer nachweisbar in irgendeiner Weise als Arbeitskraft benötigt wird. Trotzdem verstehen noch viele, sich in die Städte einzuschmuggeln: Ausgebombte, die zurück wollen, weil das «Land» heute auch kein Dorado mehr ist und von Sudeten- und Ostflüchtlingen überschwemmt wird, die von Hof zu Hof wandern, um zu betteln oder zu hamstern. Die «Heimkehrer» können nur versuchen, bei Bekannten oder Verwandten vorläufigen Unterschlupf zu finden, bis sie sich ein eigenes Obdach erkämpft haben. Die einen raufen sich mit den Eindringlingen ab, die sich gleich nach dem Zusammenbruch in irgendeine nicht benutzte Wohnung eingenistet haben, die andern suchen ein ausbaufähiges Objekt in den Ruinen, die dritten gehen auf die Suche nach einer Naziwohnung; dazu

sind nur ehemals politisch oder rassisch Verfolgte berechtigt.

Ich hatte das Glück, auf Grund eines Arbeitsauftrages sehr rasch die Zuzugs-genehmigung in eine süddeutsche Großstadt zu bekommen. Mit dem Auftrag war das Versprechen verbunden, innerhalb 3—4 Wochen Wohnung zu erhalten, auf die ich nach genereller Verfügung als ehemaliger politisch Verfolgter Anspruch hatte. Der Versuch, das Unmögliche mög-lich zu machen, d. h. Wohnräume aufzu-treiben, wo es praktisch nur überfüllte Behausungen gibt, ist einem Nervenkrieg nicht unähnlich. Hier ein Beispiel:

Der Akt mit der Mitteilung, daß ich nach den Erhebungen Anspruch auf eine Wohnung habe, ging immerhin schon nach zwei Wochen an die politische Ab-teilung des Wohnungsamtes. Nach wei-teren zwei Wochen gelang es mir, den maßgebenden Beamten zu erwischen, der meist in Sitzungen seine Zeit absaß. Ich hatte herausgebracht, wann er morgens erschien oder mittags zu einem Imbiß sein Büro aufsuchte; die Türe war stets belagert von Menschen, die sich zwischen Hoffnung und Enttäuschung immer wie-der in diesem Karussell einfanden, oft genug mit Methoden hineinschwindelten, die in ihrem Erfindungsreichtum erstau-nen machten. Es nützte nichts, zu tele-phonieren, man mußte selbst hinkommen; eher wäre es möglich gewesen, mit dem Mond ein Ferngespräch zu führen, als mit dem Wohnungamt Verbindung zu bekom-men, trotzdem ich die sechs Verbindungs-nummern kannte. Drei waren ständig belegt, und die andern drei gaben ein anormales Lebenszeichen von sich, einen singenden Ton, der in seiner Gleichmäßigkeit zur Verzweiflung treiben konnte.

Nach vier Wochen hatte ich mir den Zugang zu der Wohnung eines Pg (Partei-Genossen) erwirkt, eines Maß-schneiders, der wohl einst aus dem Reprä-sentationsbedürfnis der Nazi-«Auslese» Nutzen gezogen hatte. Ich zeigte meinen Zettel her und sah mich, wie erwartet, feindseligen Menschen gegenüber, die mich sicher am liebsten die Treppe hin-

untergeworfen hätten. Der Wohnungs-inhaber stellte sich sogleich aufgeregt vor den Eingang des nächstgelegenen Zim-mers und erklärte: «Hier drinnen haben Sie nichts zu suchen! Der Raum gehört mitsamt den Möbeln meinem Neffen!» Ich beschwichtigte ihn mit den Worten, daß ich nur von dem Recht Gebrauch mache, die Wohnung besichtigen zu dür-fen. In weniger als fünf Minuten war ich mir darüber klar, daß ich auf dieses Objekt nicht reflektieren würde. Hier war die Armut zu Hause, und die Leute sahen mitgenommen aus. Es schien mir glaub-haft, daß, wie mir die Hausfrau noch be-deutungsvoll zuflüsterte, zwei der Kinder tuberkulosekrank waren.

Mit einiger Geduld kam ich in den Besitz einer neuen Zuweisung. Dieser Pg hatte ein Firmenschild neben der Türe, aus dem hervorgeht, daß seine Frau mit Hilfe einer amerikanischen Lizenz sein im Hofe befindliches Radio-Reparaturgeschäft weiterführt. Der erste Besichtigungsver-such schlug fehl, da die Leute verreist waren. Ich sah dafür eine gleiche Woh-nung im Haus an, und die Bereitwillig-keit des Mieters, sie zu zeigen, ließ die Vermutung zu, daß der Pg im Hause nicht beliebt war. Einige Tage später fand ich Eingang, nicht ohne von dem Pg dar-auf aufmerksam gemacht zu werden, meine Bemühungen wären aussichtslos, da er gegen die Beschlagnahme Einspruch erhoben habe. Nun ich schon einmal da war, bestand ich auf meinem Besichti-gungsrecht, und die Frau zeigte mir die Räume, indem sie feststellte, daß ich auf Möbel überhaupt nicht zu rechnen brauche; denn diese habe sie mit in die Ehe ge-bracht.

Ich muß hier einschalten, daß nach den geltenden Bestimmungen in den aus politischen Gründen beschlagnahmten Wohnungen auch ein bestimmter Teil der Möbel zurückbleiben muß; sie sind den ehemaligen Pgs verloren, auch wenn der Neueinziehende auf sie verzichtet. In sol-chen Fällen gehen sie an eine Möbeltreu-handstelle, die sie an bedürftige Opfer der Nazi weitergibt. Die Besetzungsbehör-

den, die ja für ihre Zwecke ganze Wohnblocks beschlagnahmten und beschlagnahmen, und zwar ohne Rücksicht auf die politische Vergangenheit der Inhaber, beanspruchten mit den Wohnungen ebenfalls die vorhandenen Möbel; aber der ehemalige Wohnungsinhaber hat doch die Chance, eines Tages mit seiner Wohnung auch seine Möbel wieder zurückzu erhalten.

Die Wohnung sagte mir zu, und ich beantragte ihre Zuweisung an mich, d. h. ich setzte meine Dauerläufe auf das Wohnungsamt fort, um die formelle Genehmigung zu erlangen; denn diese unterliegt einem Dreierausschuß. Nachdem mein Fall erst nach drei Sitzungen an die Reihe gekommen war, einmal der Akt sich offenbar versteckt hatte und erst mit Hilfe des Hauptamtleiters wieder ans Tageslicht gelangte, hatte ich nach vergeblichen Erkundigungen erfahren, daß mir die Wohnung zugesprochen war. Der Inhaber war als 100prozentiger Nazi abgestempelt; ich war beruhigt und freute mich über das endlich erlaufene Ergebnis. Allerdings mußte ich noch mehrere Expeditionen unternehmen, bis die mündliche Zusage durch alle drei Unterschriften unter das Dokument bestätigt wurde. Erst dann und nach Zahlung der entsprechenden Gebühren hatte ich einen mit Stempeln reich versehenen Schein nebst einem Verzeichnis des Mobiliars, das mir zurückgelassen werden mußte.

Für das Hauptwohnungsamt war damit der Fall erledigt. Auf dem Rückweg traf ich einen guten Bekannten, der mir, wie ich glaubte, die Erfolgsfreude nicht gönnen. Er sagte: «Mein Lieber, jetzt ist der Hauptkriegsschauplatz auf das Bezirkswohnungsamt verlegt und die Frage lautet: Wer bringt wann den Pg aus „deiner“ Wohnung?»

Mein Kampf hatte bereits volle acht Wochen gedauert; das schien mir über genug. So harrte ich verbissen eineinhalb Stunden in der Menschenschlange aus, die die Türe des Mannes belagerte, in dessen Hände nun das Schicksal meiner Unterkunft gelegt war. Kurz vor 12 Uhr fand

ich noch Einlaß. Der Beamte, der mich erst nicht mehr drannehmen wollte, empfahl mir, mich vorerst, bis die Nazi-familie anderweitig untergebracht war, mit einem Teil der Wohnung zufrieden zu geben, da ja meine Frau noch nicht da sei. Ich solle versuchen, mit dem Inhaber zu einem Abkommen zu gelangen. Zu diesem Zwecke gab er mir einen Außenbeamten mit.

Eine neue Situation also! Mit gemischten Gefühlen begab ich mich mit dem Beamten in die Höhle des Löwen. Die Unterredung dauerte eine halbe Stunde, und wir unterlagen; denn der Nazi verstiefe sich mit großem Stimmenaufwand darauf, unter allen Umständen nur der Gewalt zu weichen. Der Beamte sagte beim Verlassen des Hauses: «Manchmal ist es mir bei meinen Geschäften nicht ganz wohl, und ich möchte mir eine angenehmere Aufgabe wünschen. Hier aber haben wir den Richtigen; er war aktiver Pg seit 1933. Keinesfalls kann man Ihnen zumuten, sich in ein Abenteuer zu begeben, das mit Mord und Totschlag enden würde.»

Er versprach mir noch, sein möglichstes zu tun, diese Familie bald anderweitig unterzubringen; obwohl es heute schon sehr schwer sei, vier Personen in eine andere Wohnung zu stopfen. Vordringlich seien die Außenbeamten aller Ämter noch damit beschäftigt, die durch die Evakuierung der Amerikaner wohnungslos Gewordenen umzuquartieren; das werde vielleicht in zwei Wochen geschehen sein. Mit diesem Trost trennte ich mich von ihm, beinahe gehoben; denn war es nicht beruhigend, daß die Zeiten vorbei waren, in denen die Menschen nicht nur brutal auf die Straße gesetzt, sondern verschleppt und ermordet wurden? Ich unterdrückte die aufkeimende Frage, was dieser Pg im umgekehrten Falle wohl mit mir gemacht hätte.

Nach zwei Wochen Vertröstung um weitere 14 Tage: die Unterbringung der von der Besetzungsmacht Evakuierten sei noch nicht abgeschlossen.

Zehn Tage später glückte mir nach

einigen vergeblichen Versuchen schließlich ein telephonischer Anruf. Die Auskunft war mit begreiflicher, aber nicht erfreulicher Verärgerung gemischt.

Der Beamte: Beim besten Willen kann ich nicht sagen, wann wir die Familie des Herrn X. unterbringen können. Praktisch steht uns ja kein Wohnraum zur Verfügung.

Ich: Aber das Gesetz gibt doch die Handhabe, einen Nazi innerhalb fünf Tagen zu exmittieren!

Der Beamte: Daneben besteht aber die Verordnung, daß der zu Exmittierende Anrecht auf eine andere Unterkunft hat. Sie bekommen sofort Bescheid, wenn es soweit ist.

Nach weiteren 14 Tagen erlaubte ich mir wieder einen Anruf. Nun erfuhr ich, daß der leitende Beamte in ein anderes Ressort versetzt sei.

Nach wieder 14 Tagen hörte ich, daß der Beamte, der mir die Wohnung freimachen sollte, vom Außendienst in den Innendienst hinübergewechselt, doch seinem Nachfolger meinen Fall dringend ans Herz gelegt habe. (Er hatte offenbar genug von seiner Tätigkeit!)

Was tun? Aufgeben und mich um ein vielleicht aussichtsreicheres Objekt bemühen, vielleicht um eines, das von einem Nazi ohne Kinder bewohnt ist? Aber dann hieß es wieder von vorn anfangen. Unmöglich! Aber auch der Nazi wird nicht nachgeben und seinen Stall mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln verteidigen. Meine Frau aber weigert sich, in eine Wohnung zu gehen, die einem Nazi gehört hat; sie behauptet, diese Atmosphäre nicht ertragen zu können. Außerdem hat sie Angst vor Rachegefühlen. Ich verstehe ihre Abneigung. Es mag auch nicht angenehm sein, dem Exmittierten täglich zu begegnen, der ja seine Werkstatt im gleichen Hause hat.

Die Jagd nach dem Objekt wurde dann noch von einem Zwischenspiel unterbrochen: Ich machte die Bekanntschaft eines Mannes, der mich — als Antinazi — auf eine Naziwohnung aufmerksam machte, in der er die Freuden eines Teil-

mieters genoß. Ich besuchte ihn und konnte mir eine ungefähre Vorstellung der Wohnung machen. Die Visite war aber nicht unbemerkt geblieben; denn als ich ihn am übernächsten Tage wieder traf, hatte der Pg schon zwei Polen aufgenommen, um sich damit eine gute Rückversicherung zu schaffen. Ehemalige Fremdarbeiter dürfen nämlich nicht aus ihren Wohnungen entfernt werden.

So kehrte ich zu meinem eigenen Projekt zurück, das mir wenigstens formell bereits gehörte. An ihm habe ich bisher mit aller Zähigkeit festgehalten.

Auf meinen Wanderungen durch die Wohnungsämter sah ich manches, das mir zu denken gab: Nazi, die wieder mit großer Frechheit auftraten, Naziweiber, die mit Gefühlsausbrüchen arbeiteten, Dämmchen, die in Begleitung amerikanischer Soldaten überlegen lächelnd an den Schlangen vorbeistolzierten und sogleich Eingang fanden. In diesen Schlangen sprach man auch von Bestechlichkeit mancher Beamten, von Nazieinflüssen im Beamtenapparat, von versteckten Drohungen der Nazi. Mir erscheinen die Wohnungsämter wie Festungen aus Nebel: ich selbst komme mir in meinem Kampf um eine Bleibe vor wie Don Quichote im Kampf mit den Windmühlen.

Ich hatte mir das Ende der Nazi in Deutschland etwas anders vorgestellt. Aber ich hatte vergessen, daß wir nicht mehr 1945, sondern schon Ende 1946 schreiben. In dem Hause, in dem ich «besuchsweise» seit drei Monaten notdürftig übernachte, wohnt einen Stock tiefer ein Ehepaar, das mich fast jede Nacht aus dem Schlaf schreckt, wenn es mit dem Auto heimkehrt und sich vergnügt und geräuschvoll von den Mitfahrenden verabschiedet. Die Partei ist 1945 eingezogen. Der «Herr» ist eines Tages mit der Polizei erschienen und hat eine Nazifamilie kurzerhand an die Luft gesetzt, denn er hatte einen Konzentrationslager-Ausweis, damals eine allmächtige Waffe. Später stellte sich heraus, daß es sich um einen der Kriminellen handelte, die man unter die politischen Gefangenen gemischt hatte.